

ASSASSIN'S — CREED — UNDERWORLD



OLIVER BOWDEN

ASSASSIN'S — CREED — UNDERWORLD





OLIVER BOWDEN

WEITERE TITEL VON PANINI:

ASSASSIN'S CREED: DIE BRUDERSCHAFT

Der offizielle Roman zum Game *Assassin's Creed: Brotherhood*

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2236-8

ASSASSIN'S CREED: RENAISSANCE

Der offizielle Roman zum Game *Assassin's Creed 2*

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2235-1

ASSASSIN'S CREED: DER GEHEIME KREUZZUG

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2436-2

ASSASSIN'S CREED: REVELATIONS – DIE OFFENBARUNG

Der offizielle Roman zum Game *Assassin's Creed: Revelations*

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2437-9

ASSASSIN'S CREED: FORSAKEN – VERLASSEN

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2610-6

ASSASSIN'S CREED: BLACK FLAG

Der offizielle Roman zum Game

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2700-4

ASSASSIN'S CREED: UNITY

Der offizielle Roman zum Game

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2893-3

ASSASSIN'S CREED: DER UNTERGANG – COMICBAND 1

100 Seiten, farbig – ISBN 978-3-86201-093-6

ASSASSIN'S CREED: THE CHAIN – COMICBAND 2

100 Seiten, farbig – ISBN 978-3-86201-416-3

ASSASSIN'S CREED: BRAHMAN – COMICBAND 3

100 Seiten, farbig – ISBN 978-3-86201-973-1

Infos zu weiteren Romanen und Comics unter:

www.paninicomics.de



ASSASSIN'S — CREED — UNDERWORLD

Oliver Bowden

Aus dem Englischen
von Timothy Stahl

PANINI BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Englische Originalausgabe:

“ASSASSIN’S CREED: Underworld” by Oliver Bowden, published by Penguin Books, London, England, November 2015.

Copyright © 2015 Ubisoft Entertainment. All Rights Reserved. Assassin’s Creed, Ubisoft and the Ubisoft logo are trademarks of Ubisoft Entertainment in the US and/or other countries.

No similarity between any of the names, characters, persons and/or institutions in this publication and those of any pre-existing person or institution is intended and any similarity which may exist is purely coincidental. No portion of this publication may be reproduced, by any means, without the express written permission of the copyright holder(s).

Übersetzung: Timothy Stahl

Lektorat: Robert Montainbeau

Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest

Chefredaktion: Jo Löffler

Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart

Satz und E-Book: Greiner & Reichel, Köln

YDACTP008E

ISBN 978-3-8332-3193-3

Gedruckte Ausgabe: ISBN 978-3-8332-3170-4

www.paninicomics.de

TEIL EINS

Geisterstadt

I

Fast versteckt hinter den Karren der Händler des Marktes in Covent Garden lehnte der Assassine Ethan Frye im Schatten an einer Kiste. Die Arme hatte er vor der Brust verschränkt, das Kinn in eine Hand gestützt, die weite Kapuze seines Gewands bedeckte seinen Kopf. Und so stand er da, während der Nachmittag auf den Abend zuing, beobachtete und wartete.

Es war ungewöhnlich, dass ein Assassine sein Kinn solcherart in seiner Führungshand ruhen ließ. Zumal wenn er, wie Ethan es jetzt tat, seine versteckte Klinge trug, deren Spitze dann kaum einen Zoll von der ungeschützten Haut seiner Kehle entfernt war. Nahe seinem Ellbogen befand sich ein leichter, aber ausgesprochen kraftvoller Federmechanismus, dessen Aufgabe es war, den rasiermesserscharfen Stahl auszufahren. Es bedurfte nur der richtigen Bewegung des Handgelenks, und die Klinge schnellte hervor. Ethan hielt sich im wörtlichen Sinne das Messer an den Hals.

Nur, warum sollte er das tun? Assassinen waren schließlich nicht gegen Unfälle oder Fehlfunktionen ihrer Ausrüstung gefeit. Aus Sicherheitsgründen hielten die Männer und Frauen der Bruderschaft die Klinge von ihrem Gesicht fern. Das war besser, als die Schmach eines leichtfertig verursachten Unglücks oder Schlimmeres zu riskieren.

Doch Ethan war anders. Er war nicht nur in der Kunst der Gegenspionage geübt – und sein Kinn auf die Hand seines stärkeren Armes zu stützen, war ein Täuschungsmanöver, das einen potenziellen Feind in die Irre führen sollte –, er fand ein abseitiges Vergnügen daran, die Gefahr herauszufordern.

Und darum stand er da, das Kinn in der Hand, beobachtete und wartete.

Aha, dachte er, *was haben wir denn da?* Er richtete sich auf und schüttelte sich die Anspannung aus den Muskeln, während er zwischen den Kisten hindurch auf den Marktplatz spähte. Die Händler packten zusammen. Und es geschah noch etwas. Das Spiel war im Gange.

In einer Gasse, nicht weit von Ethan entfernt, lauerte ein Bursche namens Boot. Er trug einen zerlumpten Jagdrock und einen ramponierten Hut und musterte eine Taschenuhr, die er gerade erst einem vorbeigehenden Gentleman abgenommen hatte.

Boot wusste allerdings nicht, dass ihr Vorbesitzer seine Neuerwerbung just an diesem Tage zur Reparatur hatte bringen wollen – aus Gründen, die in Kürze tief greifende Auswirkungen auf das Leben etlicher Menschen haben sollten, nämlich auf Ethan Frye, Boot und einen jungen Mann, der sich selbst „Geist“ nannte, sowie weitere Personen, die in die ewige Auseinandersetzung zwischen dem Templerorden und der Bruderschaft der Assassinen verwickelt waren. Boot wusste nicht, dass die Taschenuhr fast genau eine Stunde nachging. In Unkenntnis dieser Tatsache also klappte Boot die Uhr lässig zu und hielt sich selbst für einen rechten Dandy. Als Nächstes trat er vorsichtig aus der Gasse hinaus, schaute nach links und rechts und tauchte dann ein in das verebbende Treiben des Marktes. Die Schultern hochgezogen und die Hände in den Taschen schaute er im Gehen über die Schulter zurück, um sich zu vergewissern, dass er nicht verfolgt wurde, und setzte seinen Weg zufrieden fort, ließ Covent Garden hinter sich und erreichte das nächste Viertel, St Giles, den Slum, den man Old Nichol nannte. Die Luftveränderung erfolgte beinahe von einem Schritt auf den nächsten. Wo seine Stiefel eben noch laut auf hartes Kopfsteinpflaster getreten waren, versanken sie jetzt im Straßendreck, der nach verfaultem Gemüse und menschlichen Ausscheidungen stank. Dick lag er auf den Gehsteigen und verpestete die Luft. Boot zog sich den Schal vor Mund und Nase, um sich vor dem Ärgsten zu schützen.

Ein wolfsartig aussehender Hund trottete ein paar Schritte weit neben ihm her. Die Rippen des Tiers zeichneten sich deutlich sichtbar unter seinem eingesunkenen Fell ab. Es sah ihn mit hungrigen, rot geränderten Augen flehend an, doch Boot trat nach ihm, und der Hund machte einen Satz zur Seite und trollte sich. Nicht weit entfernt saß eine Frau in einem Hauseingang, in Lumpen gekleidet, die von Schnüren gehalten wurden. Sie hielt ein Baby vor ihrer Brust und beobachtete ihn mit glasigen, toten Augen. Sie mochte die Mutter einer Hure sein, die darauf wartete, dass ihre Tochter mit ihren Einnahmen heimkam, und wehe dem Mädchen, es tauchte mit leeren Händen auf. Sie mochte aber auch eine Bande von Dieben und Schnorrern befehligen, die bald mit den Tageseinkünften erscheinen würden. Oder sie vermietete Unterkünfte für die Nacht. Hier im Elendsviertel hatte man die einst prächtigen Häuser in Wohnungen und Absteigen umgewandelt, die des Nachts Bedürftigen Unterschlupf boten – Flüchtlingen und Familien, Prostituierten, Händlern und Tagelöhnern, schlicht jedem, der für einen Platz bezahlen konnte. Wer Glück und das nötige Geld hatte, ergatterte ein Bett, die meisten jedoch mussten sich mit Stroh oder Holzspänen als Matratze begnügen. Sehr fest schlief da ohnehin niemand, denn es war jeder Zoll breit belegt, und das Geschrei der Säuglinge zerriss die Nacht.

Während viele dieser Menschen nicht zum Arbeiten taugten oder nicht arbeiten wollten, hatten noch viel mehr eine Beschäftigung. Sie richteten Hunde ab oder handelten mit Vögeln. Sie verkauften Brunnenkresse, Zwiebeln, Sprossen oder Heringe. Sie waren Hausierer, Straßenkehrer, Kaffeehändler, Plakatkleber und Zettelträger. Ihre Waren brachten sie mit in die Unterkünfte, so wurde es noch enger, und der Gestank nahm weiterhin zu. Des Nachts wurden die Häuser geschlossen, Löcher in den Fenstern mit Lumpen oder Zeitungspapier gestopft, um die giftige Atmosphäre auszusperren, wenn die Stadt in der Nacht Rauch aushustete. Die Nachtluft hatte schon ganze Familien erstickt. Jedenfalls erzählte man sich das. Und wenn sich in den Slums etwas noch schneller ausbreitete als Krankheiten, dann waren es Gerüchte. In den Ohren der Slumbewohner konnte Florence Nightingale predigen, soviel sie wollte – sie schliefen nur bei geschlossenen Fenstern, Punktum!

Man konnte es ihnen kaum verübeln, fand Boot. Wenn man im Slum lebte, war die Chance zu sterben hoch. Hier grassierten Krankheit und

Gewalt. Kindern drohte der Tod durch Ersticken, wenn Erwachsene sich im Schlaf auf sie wälzten. An Wochenenden kam das häufiger vor, wenn der letzte Rest Gin getrunken war und die Kneipen sich leerten. Wenn Mutter und Vater sich durch die dichte Nebelsuppe nach Hause tasteten, die rutschigen Steinstufen hinauf und durch die Tür ins warme, stinkende Zimmer, wo sie ihr Haupt zur Ruhe legten ...

Und am Morgen, wenn die Sonne schon aufgegangen war, aber der Smog sich noch nicht gelichtet hatte, hallte das Elendsviertel wider von den Schreien der Hinterbliebenen.

Boot ging tiefer in den Slum hinein, wo hohe Gebäude selbst das dürftige Licht des Mondes verdrängten und im Dunkeln nebelumflorte Laternen unheilvoll glommen. Aus einem Wirtshaus ein paar Straßen weiter hörte er raue Gesänge. Ab und zu wurde es lauter, wenn die Tür aufgestoßen wurde, um Betrunkene hinauszuerwerfen.

In dieser Straße gab es jedoch keine Kneipen. Nur Türen und Fenster, die man mit Zeitungen zugestopft hatte, Wäsche, die an Leinen über der Straße hing, Laken, die sich wie die Segel eines Schiffes bauschten, und bis auf den fernen Gesang nur das Geräusch tröpfelnden Wassers und seines eigenen Atems. Hier war nur er. Allein.

Das glaubte er jedenfalls.

Und jetzt verstummte sogar der Gesang in der Ferne. Nur noch das Tropfen von Wasser war zu hören.

Ein Rascheln ließ ihn zusammenzucken. „Wer ist da?“, fragte er, wusste aber sogleich, dass es nur eine Ratte gewesen war. Und es war schon ziemlich schlimm, wenn man sich so fürchtete, dass man bei dem Geräusch einer Ratte zusammenzuckte. Wirklich schlimm war das.

Aber da war es wieder! Er fuhr herum, und dichter Dunst tanzte und wirbelte um ihn her, und dann schien er sich wie ein Vorhang zu teilen, und Boot glaubte einen Moment lang, etwas zu sehen. Einen Schemen von ... irgendetwas. Eine Gestalt im Nebel.

Dann meinte er, jemanden atmen zu hören. Sein eigener Atem ging kurz und flach, fast keuchend, aber dieser andere war laut und regelmäßig, und er kam von ... ja, woher kam er? Eben schien er noch vor ihm erklingen zu sein, jetzt kam er von hinten. Das Rascheln wiederholte sich. Ein Knall erschreckte ihn, aber der war aus einer der Wohnungen über ihm gekommen. Ein Mann und eine Frau gerieten in Streit – er sei wieder

betrunken nach Hause gekommen. Nein, *sie* sei doch wieder betrunken nach Hause gekommen. Boot gestattete sich ein kleines Lächeln und entspannte sich ein wenig. Er sah Gespenster, ließ sich von ein paar Ratten und dem Gezänk eines alten Ehepaars erschrecken – was kam wohl als Nächstes?

Er wandte sich zum Gehen. Im selben Moment wölkte der Dunst vor ihm auf, und heraus trat eine Gestalt im Ornat, die ihn packte, ehe er reagieren konnte, und mit der Faust ausholte, wie um ihm einen Hieb zu versetzen – doch anstatt zuzuschlagen, bewegte sein Angreifer das Handgelenk, und mit einem leisen Klicken schoss eine Klinge aus dem Ärmel hervor.

Boot hatte die Augen fest zugeedrückt. Als er sie wieder aufschlug, sah er den Mann im Ornat hinter der Klinge, deren Spitze einen Zoll von seinem Augapfel entfernt in der Luft stand.

Boots Blase entleerte sich schlagartig.

Ethan Frye gönnte sich einen kurzen Augenblick der Zufriedenheit über die Akkuratessse seiner Klinge – dann fegte er Boot die Beine unter dem Leib weg und warf ihn auf das schmutzige Pflaster. Der Assassine ging in die Hocke, nagelte Boot mit den Knien auf den Boden und drückte ihm die Klinge an die Kehle.

„Nun, mein Freund“, grinste er, „warum verrätst du mir für den Anfang nicht erst einmal deinen Namen?“

„Man nennt mich Boot, Sir.“ Boot wand sich, die Klingenspitze bohrte sich schmerzhaft in seine Haut.

„Guter Mann“, sagte Ethan. „Die Wahrheit ist ein guter Grundsatz. Also, dann unterhalten wir uns einmal, wir beide, einverstanden?“

Der Bursche unter ihm zitterte. Ethan fasste das als ein Ja auf. „Sie sind unterwegs, um eine Fotoplatte in Empfang zu nehmen, habe ich recht, Mr Boot?“ Boot zitterte. Ethan fasste das als ein weiteres Ja auf. So weit, so gut. Seine Information stimmte. Dieser Boot war ein Verbindungsglied in einer Lieferkette, die mit dem Verkauf erotischer Drucke in gewissen Londoner Pubs endete. „Und Sie werden im *Jack Simmons* erwartet, wo Sie diese Fotoplatte entgegennehmen sollen, habe ich recht?“

Boot nickte.

„Und wie heißt der Bursche, mit dem Sie sich treffen sollen, Mr Boot?“

„Ich ... das weiß ich nicht, Sir ...“

Ethan lächelte und beugte sich noch tiefer zu Boot hinab. „Mein lieber Junge, Sie sind als Lügner noch schlechter, als Sie es als Kurier sind.“ Er übte etwas mehr Druck auf die Klinge aus. „Spüren Sie, wo dieses Messer jetzt sitzt?“, fragte er.

Boot blinzelte einmal, um ein Ja zu signalisieren.

„Das ist eine Arterie. Ihre Halsschlagader. Wenn ich die aufschlitze, färben Sie die ganze Stadt rot, mein Freund. Nun, die Straße zumindest. Aber das wollen wir ja beide nicht. Wozu einen so reizenden Abend verderben? Wie wäre es, wenn Sie mir stattdessen verraten, wen Sie treffen wollen?“

Boot blinzelte. „Wenn ich das tue, bringt er mich um.“

„Das mag ja sein, aber ich bringe Sie um, wenn Sie es nicht tun, und hier ist nur einer von uns, der Ihnen ein Messer an den Hals hält, und das ist nicht er, oder?“ Ethan verstärkte den Druck. „Treffen Sie Ihre Wahl, mein Freund. Sterben Sie jetzt oder später.“

Da hörte Ethan linker Hand ein Geräusch. Eine halbe Sekunde später hatte er seinen Colt in der Hand, die Klinge noch an Boots Kehle, während er ein neues Ziel aufs Korn nahm.

Es war ein kleines Mädchen, das vom Brunnen kam und nach Hause wollte. Mit schreckgeweiteten Augen stand es da, einen bis zum Rand mit schmutzigem Wasser gefüllten Eimer in der Hand.

„Verzeihung, Miss, ich wollte Sie nicht erschrecken.“ Ethan lächelte. Der Revolver verschwand unter seinem Gewand. Seine leere Hand kam wieder zum Vorschein, um dem Mädchen zu versichern, dass er keine Bedrohung darstellte. „Böses will ich nur Grobianen und Dieben wie diesem Mann hier. Vielleicht sollten Sie in Ihre Unterkunft zurückkehren?“ Er bedeutete ihr mit einer Geste zu gehen, aber sie rührte sich vor Furcht nicht vom Fleck und starrte sie beide aus großen weißen Augen in ihrem schmuddeligen Gesicht an.

Ethan fluchte lautlos. Das Letzte, was er brauchte, war ein Publikum. Vor allem wenn es ein kleines Mädchen war, das ihm dabei zuschaute, wie er einem Mann eine Klinge an die Kehle hielt.

„Na schön, Mr Boot“, sagte er leiser als vorher, „die Situation hat sich geändert, also muss ich darauf bestehen, dass Sie mir genau erklären, mit wem Sie sich zu treffen beabsichtigen ...“

Boot öffnete den Mund. Vielleicht war er im Begriff, Ethan zu verraten, was er wissen wollte, vielleicht wollte er ihm auch nur sagen, wo er sich seine Drohungen hinstecken konnte, aber wahrscheinlich wollte er einfach nur jammernd beteuern, dass er es nicht wusste.

Ethan erfuhr es nie, denn genau in dem Moment, da Boot antworten wollte, zerstob sein Gesicht.

Es geschah einen Augenblick, bevor Ethan den Schuss hörte, und er rollte sich von dem Toten herunter und zog seinen Revolver, als es schon zum zweiten Mal krachte. Im gleichen Moment erinnerte er sich des Mädchens. Sein Kopf ruckte herum, und er sah gerade noch, wie es sich mit einem größer werdenden Blutfleck auf der Brust fort drehte und gleichzeitig den Eimer fallen ließ. Das Mädchen war tot, bevor es aufs Pflaster schlug. Getötet durch eine Kugel, die für ihn bestimmt gewesen war.

Ethan wagte es nicht, das Feuer zu erwidern, weil er fürchtete, im Nebel womöglich noch einen unsichtbaren Unschuldigen zu treffen. Er verharrte in der Hocke, wappnete sich für einen weiteren Schuss, einen dritten Angriff aus dem Dunkeln.

Beides blieb aus. Stattdessen erklangen sich schnell entfernende Schritte, und Ethan wischte sich Knochensplitter und Hirnmasse vom Gesicht, steckte den Colt ins Holster und ließ die versteckte Klinge wieder verschwinden. Dann sprang er eine Mauer an. Seine Stiefel fanden an den feuchten Ziegeln nur dürftigen Halt. Er kletterte an einer Regenrinne aufs Dach eines Mietshauses hinauf, wo er im Licht des Nachthimmels dem fliehenden Schützen folgen konnte. Auf diesem Weg hatte Ethan das Elendsviertel betreten, und nun sah es so aus, als würde er es so auch wieder verlassen. Mit kurzen Sprüngen von einem Dach zum nächsten durchquerte er den Slum und spürte seiner Beute lautlos und unbarmherzig nach. Das Bild des kleinen Mädchens stand unauslöschlich vor seinem geistigen Auge, der Geruch von Boots Hirnmasse steckte ihm noch in der Nase.

Jetzt zählte nur noch eines: Der Mörder würde seine Klinge zu spüren bekommen, bevor die Nacht herum war.

Von unten hörte er die Stiefel des Schützen übers Pflaster hämmern und durch Pfützen platschen. Ethan beschattete ihn leise. Er konnte den Mann nicht sehen, wusste aber, dass er ihn überholt hatte. Als er den Rand eines Gebäudes erreichte und das Gefühl hatte, einen ausreichenden Vorsprung herausgeholt zu haben, schwang er sich über die Kante und nutzte die Simse, um rasch nach unten zu klettern, bis er auf der Straße anlangte, wo er sich gegen die Wand drückte und wartete.

Sekunden später kamen hastige Schritte näher. Im nächsten Moment schien sich der Nebel zu bewegen und aufzubauchen, wie um den Auftritt einer weiteren Person anzukündigen. Und eine Sekunde darauf teilte sich dieser Vorhang, und ein Mann im Anzug und mit buschigem Schnurr- und dichtem Backenbart stürmte heraus.

Er hielt eine Pistole in der Hand. Sie rauchte nicht. Aber ebenso gut hätte sie es tun können.

Ethan würde George Westhouse später erzählen, dass er in Notwehr gehandelt habe, aber das stimmte nicht ganz. Ethan hatte das Überraschungsmoment auf seiner Seite – er hätte den Mann entwaffnen und ihn befragen können, bevor er ihn tötete, und das hätte er auch tun *sollen*. Stattdessen fuhr er jedoch seine Klinge aus und rammte sie dem Mörder mit einem rachsüchtigen Grunzen ins Herz und sah durchaus befriedigt zu, wie das Leben in den Augen des Mannes erlosch.

Und damit beging der Assassine Ethan Frye einen Fehler. Er handelte unbesonnen.

* * *

„Ich hatte beabsichtigt, die Informationen, die ich brauchte, aus Boot herauszupressen, bevor ich seinen Platz einnehmen wollte“, erklärte Ethan am folgenden Tag dem Assassinen George Westhouse, nachdem er seine Geschichte zu Ende erzählt hatte, „aber ich wusste nicht, dass Boot für seine Verabredung bereits zu spät dran war. Seine gestohlene Taschenuhr ging nach.“

Sie saßen im Salon von Georges Haus in Croydon. „Ich verstehe“, sagte George. „Wann wurde dir das klar?“

„Lass mich kurz überlegen. Ach ja, das war zu dem Zeitpunkt, als es zu spät war.“

George nickte. „Was für eine Schusswaffe wurde benutzt?“

„Ein Pall Mall Colt wie mein eigener.“

„Und du hast ihn getötet?“

In der darauf folgenden Pause knisterte nur das Feuer und spie Funken. Seit der Aussöhnung mit seinen Kindern Jacob und Eve neigte Ethan zur Nachdenklichkeit. „Ja, George, ich habe ihn getötet, und genau das hatte er verdient.“

George verzog das Gesicht. „Das hat mit Verdienen nichts zu tun. Und du weißt es.“

„Aber das kleine Mädchen, George! Du hättest es sehen sollen. Sie war nur ein winziges Ding. Halb so alt wie Evie.“

„Trotzdem ...“

„Ich hatte keine andere Wahl. Er hatte seinen Revolver gezogen.“

George sah seinen alten Freund mit Sorge und Zuneigung zugleich an. „Wie war es denn nun, Ethan? Hast du ihn getötet, weil er es verdient hatte oder weil du keine andere Wahl hattest?“

Ethan hatte sich ein Dutzend Mal das Gesicht gewaschen und die Nase geputzt, aber er hatte trotzdem immer noch den Eindruck, er könne Boots Hirnmasse an sich riechen. „Müssen diese beiden Möglichkeiten einander ausschließen? Ich bin siebenunddreißig Jahre alt, und ich habe mehr als genug Menschen eines gewaltsamen Todes sterben sehen. Mithin weiß ich sehr wohl, dass die Vorstellungen von Gerechtigkeit, Gleichheit und Vergeltung hinter schierem Können weit zurückstehen. Und das Können wiederum ist dem Glück untergeordnet. Wenn Fortuna dir lacht, wenn die Kugel des Mörders fehlgeht, wenn er seine Deckung vernachlässigt, dann nutzt du deine Chance, bevor Fortuna sich wieder von dir abwendet.“

Westhouse fragte sich, wen sein Freund hier zu täuschen versuchte, entschied sich jedoch, darüber hinwegzugehen. „Ein Jammer, dass du sein Blut vergießen musstest. Ich vermute, du wolltest mehr über ihn herausfinden?“

Ethan lächelte und wischte sich spöttisch über die Stirn. „Ich hatte ein wenig Glück. Die Fotoplatte, die er bei sich trug, wies eine Inschrift auf, die den Fotografen identifizierte. So konnte ich sicher sein, dass der Tote und der Fotograf ein und dieselbe Person waren. Ein Bursche namens Robert Waugh. Er hat Verbindungen zu den Templern. Seine erotischen Drucke gingen einerseits an sie, andererseits aber per Boot auch in die Elendsviertel und Wirtshäuser.“

George stieß einen leisen Pfiff aus. „Ein gefährliches Spiel, das Mr Waugh da trieb ...“

„Ja und nein ...“

„Nun, er musste damit rechnen, dass er früher oder später ein unerfreuliches Ende nehmen würde.“

„Allerdings.“

„Und das hast du alles nach seinem Tod herausgefunden?“

„Schau mich nicht so an, George. Ich bin mir durchaus bewusst, dass ich Glück hatte und mein Ungestüm, Waugh zu töten, zu einem anderen Zeitpunkt auch bedauerliche Folgen hätte haben können. Aber zu diesem Zeitpunkt war das eben nicht der Fall.“

George beugte sich nach vorn, um im Feuer zu stochern. „Als du eben ‚Ja und nein‘ sagtest in Bezug auf Waughs gefährliches Spiel, was meintest du damit genau?“

„Ich meinte, dass sich sein Wagnis, die beiden Welten voneinander getrennt zu halten, in vielerlei Hinsicht auszahlte. Ich habe die Slums heute wiedergesehen, George. Ich wurde daran erinnert, wie die Armen leben. Diese Welt unterscheidet sich dermaßen von jener der Templer, man mag kaum glauben, dass sie im selben Land liegen, geschweige denn in derselben Stadt. Wenn du mich fragst, hatte unser Freund Mr Waugh allen Grund zur Annahme, dass sich die Wege seiner ungleichen geschäftlichen Unternehmungen nie kreuzen würden. Die beiden Welten, in denen er agierte, waren himmelweit verschieden. Die Templer wissen nichts über die Elendsviertel. Sie leben stromaufwärts von dem Dreck der Fabriken, der das Wasser der Armen verseucht. Und der Wind hält Smog und Rauch, die andernorts die Luft verpesten, von ihnen fern.“

„Und wir genießen dieselben Vorteile, Ethan“, sagte George betrübt. „Ob es uns nun gefällt oder nicht, unsere Welt ist eine Welt der Herrenklubs und Salons, der Tempel und Ratssäle.“

Ethan starrte ins Feuer. „Nicht alle genießen diese Vorteile.“

Westhouse nickte lächelnd. „Du denkst an deinen Helfer, den Geist, nicht wahr? Ich nehme an, du trägst dich nicht mit dem Gedanken, mir zu verraten, wer dieser Geist ist oder was er tut?“

„Das muss mein Geheimnis bleiben.“

„Was ist dann mit ihm?“

„Nun, ich habe einen Plan, in dem der jüngst verstorbene Mr Waugh und der Geist eine Rolle spielen. Wenn alles klappt und der Geist seine Aufgabe erfüllen kann, dann könnte es uns sogar gelingen, just jenes Artefakt, das die Templer suchen, in unsere Hände zu bekommen.“

John Fowler war müde. Und er fror. Und den aufziehenden Wolken nach zu schließen, würde er bald auch noch nass werden.

Tatsächlich spürte er da auch schon, wie die ersten Tropfen vernehmlich auf seinen Hut fielen, und der Ingenieur drückte die in Leder gebundene Rolle mit Zeichnungen fester an seine Brust und verfluchte das Wetter, den Lärm, einfach alles. Neben ihm standen Charles Pearson, der Solicitor von London, sowie dessen Frau Mary. Beide zuckten zusammen, als es zu regnen anfang, und alle drei standen sie von Schlamm umgeben da und blickten mit einer Mischung aus Verzweiflung und Ehrfurcht auf die große Narbe im Erdreich, die neue MetropoL-Linie.

Etwa fünfzig Yards vor dem Trio wich der Boden einem versenkten Schacht, der in eine gewaltige Schneise mündete – den „Graben“ –, achtundzwanzig Fuß breit und gut zweihundert Yards lang, und dort wurde aus der Schneise oder dem Graben ein Tunnel, dessen Ziegelbogen das Tor zur weltweit ersten Untergrundbahnstrecke bildete.

Mehr noch, es war das weltweit erste *betriebsfähige* Stück Untergrundbahn. Tag und Nacht fuhren Züge auf den neu verlegten Gleisen und zogen mit Kies, Lehm und Sand beladene Waggonen aus noch nicht fertigen Abschnitten. Sie tuckerten hin und her. Rauch und Dampf erstickten fast die Arbeiterkolonnen, die an der Tunnelmündung zugange waren und Erde in die Ledereimer eines Förderbands schaufelten, das den Aushub an die Oberfläche transportierte.

Das Projekt war Charles Pearsons Baby. Fast zwanzig Jahre lang hatte der Solicitor von London für eine neue Strecke geworben, die zur Minderung der zunehmenden Verkehrsbelastung in der Stadt und den

Vororten beitragen sollte. Ihr Bau indessen war John Fowlers genialer Einfall gewesen. Er besaß nicht nur einen bemerkenswert prächtigen Backenbart, nein, er war darüber hinaus auch der erfahrenste Eisenbahningenieur der Welt, und das machte ihn zum geeignetsten Kandidaten für den Posten des Chefingenieurs der Metropolitan Railway. Jedoch, so hatte er Charles Pearson bei seiner Einstellung erklärt, mochte seine Erfahrung nichts wert sein. Schließlich handelte es sich hier um eine Idee, an der sich bis dato noch niemand versucht hatte – eine unterirdische Eisenbahnlinie. Ein riesiges, nein, ein *gigantisches* Unterfangen. Einige behaupteten sogar, dies sei das ehrgeizigste Bauprojekt seit der Errichtung der Pyramiden. Große Worte, gewiss, aber an manchen Tagen pflichtete Fowler ihnen durchaus bei.

Fowler hatte entschieden, dass ein großer Teil der Strecke, der von geringer Tiefe war, in der sogenannten offenen Bauweise umgesetzt werden konnte. Dazu hob man einen Graben aus, achtundzwanzig Fuß breit und fünfzehn Fuß tief. Darin errichtete man dreilagige Stützmauern aus Ziegelsteinen. In einigen Abschnitten legte man Eisenträger von Mauer zu Mauer. An anderen Stellen baute man Ziegelbögen. Dann wurde der Graben abgedeckt und die Oberfläche wiederhergestellt, und so hatte man einen neuen Tunnel geschaffen.

Damit einher ging die Zerstörung von Straßen und Häusern. In einigen Fällen legte man provisorische Fahrbahnen an, die man dann wieder erneuern musste. Tausende Tonnen Aushub wurden bewegt, die Verlegung von Gas-, Wasser- und Abwasserkanälen musste verhandelt werden. Es entstand ein nie enden wollender Albtraum aus Lärm und Vernichtung, als wäre eine Bombe im Londoner Fleet Valley detoniert. Als detonierte jeden Tag eine Bombe im Fleet Valley, und das schon seit zwei Jahren.

Gearbeitet wurde auch nachts, dann im Licht von Fackeln und Feuerschalen. Die Arbeiter schufteten in zwei Hauptschichten, den Schichtwechsel signalisierten drei Glockenschläge jeweils zur Mittagsstunde und um Mitternacht. Dazu wurden kürzere Schichtdienste eingerichtet, in denen Männer von einem zermürbenden und eintönigen Job zum anderen wechselten, aber ohne Unterlass arbeiteten, arbeiteten, arbeiteten.

Ein großer Teil des Lärms rührte von den sieben Förderanlagen her, die für das Projekt eingesetzt wurden, und eine davon wurde hier errichtet – ein

hohes Holzgerüst, das in einen Schacht hineingebaut wurde und fünfundzwanzig Fuß hoch über ihnen aufragte und das Dreck und schallenden Lärm wie von Hammerschlägen auf einen Amboss produzierte. Die Anlage schaffte Aushub von einer entfernt liegenden Stelle der Grabungsarbeiten heran, und Männer arbeiteten auch jetzt daran. Ganze Kolonnen von Männern. Einige waren im Schacht, andere am Boden, wieder andere baumelten wie Affen am Gerüst. Ihre Aufgabe war es, für den ungehinderten Lauf des Bandes zu sorgen, während riesige, hin- und herschwingende Eimer voll Lehm aus dem Graben gehievt wurden.

Zu ebener Erde rackerten sich Männer mit Spaten ab, die einen Berg ausgehobenen Erdreichs auf Pferdekarren schaufelten, von denen vier bereitstanden. Über jedem davon hing eine regelrechte Wolke von Möwen, die umherflatterten und herabtauchten, um Futter aufzupicken, und die sich von dem einsetzenden Regen nicht stören ließen.

Fowler wandte sich an Charles, dem schlecht zu sein schien – er hielt sich ein Taschentuch an die Lippen –, doch abgesehen davon machte er einen gut gelaunten Eindruck. Charles Pearson strahlte, wie Fowler fand, etwas Unerschütterliches aus, und er wusste nicht, ob es sich dabei um Entschlossenheit oder Irrsinn handelte. Pearson war ein Mann, den man fast zwanzig Jahre lang ausgelacht hatte, seit er zum ersten Mal vorgeschlagen hatte, eine unterirdische Eisenbahnlinie zu bauen. *Züge in Abwasserkanälen*, hatte man zu jener Zeit gespottet. Man hatte gelacht, als er seine Pläne für eine Luftdruck-Bahn präsentierte, Waggon, die von komprimierter Luft durch Röhren geschoben werden sollten. Durch eine *Röhre!* Kein Wunder, dass Pearson über zehn Jahre lang ein stetes Ziel des Satiremagazins *Punch* gewesen war. Was hatte man sich doch auf seine Kosten amüsiert!

Und während alle noch darüber gegluckt hatten, kam eine Idee auf, die Pearsons Idee war – der Plan zum Bau einer unterirdischen Eisenbahn zwischen Paddington und Farringdon. Die Slums im Fleet Valley sollten geräumt werden, ihre Bewohner wollte man in Häuser außerhalb der Stadt umsiedeln, in die Vororte, und die Leute würden diese neue Bahnlinie zum „Pendeln“ benutzen.

Es gab unverhoffte Geldspritzen von der Great Western Railway, der Great Northern Railway und der City of London Corporation, und die Idee wurde Wirklichkeit. Er, John Fowler also, wurde als Chefsingenieur für die

Metropolitan Railway eingestellt, und die Arbeiten begannen mit dem ersten Schacht in Euston – fast auf den Tag genau vor zwei Jahren.

Und lachten die Leute immer noch?

Ja, das taten sie. Nur war es jetzt ein raues und freudloses Gelächter. Denn zu behaupten, dass Pearsons Vision von der Räumung des Slums schiefgegangen sei, war noch eine Untertreibung. Es gab keine Häuser in den Vororten, und wie sich herausstellte, war niemand sonderlich willens, welche zu bauen. Und so etwas wie einen „halb leeren“ Slum gab es nicht. All diese Menschen mussten irgendwohin, also zogen sie um in andere Slums.

Dann waren da natürlich noch die Probleme, die durch die Arbeiten als solche entstanden – Straßen waren nicht mehr passierbar, wurden aufgegraben, Geschäfte schlossen, und Händler verlangten Entschädigungen. Wer entlang der Strecke wohnte, hauste nun in einem ewigen Chaos aus Schlamm, Maschinen und dem Lärm der Förderanlagen, der Grabungen und dem Gebrüll, mit dem sich die Arbeiter untereinander verständigten. Dazu kam die ständige Angst, dass die Fundamente der eigenen Häuser nachgeben könnten.

Ruhepausen gab es nicht. Nachts wurden Feuer angezündet, und die Nachtschicht übernahm und überließ die Tagschicht dem, was Männer, die tagsüber Schicht haben, nachts tun: Sie trinken und prügeln sich bis zum Morgen. London, so schien es, war von Erdarbeitern erobert worden. Wo sie auch hingingen, machten sie sich alles zu eigen – nur die Prostituierten und die Wirte freuten sich über sie.

Dann waren da noch die Unfälle. Zuerst war ein betrunkenener Zugführer bei King's Cross vom Gleis abgekommen und in die Baustelle darunter gestürzt. Verletzt wurde niemand. Im *Punch*-Magazin wurde die Sache ausgeschlachtet. Fast ein Jahr darauf war es im Zuge der Erdarbeiten an der Euston Road zu einem Einsturz gekommen, der Gärten, Gehsteige und Telegrafendrähte mitgerissen, Gas- und Wasserleitungen zerstört und ein Loch in der Stadt hinterlassen hatte. Erstaunlicherweise war wiederum niemand verletzt worden. Mr Punch hatte auch an diesem Zwischenfall Freude.

„Ich hatte gehofft, heute gute Neuigkeiten zu hören, John“, rief Pearson und hob sein Taschentuch an den Mund. Ein aufwendig wie ein Zierdeckchen gearbeitetes Ding. Er war achtundsechzig, Fowler hingegen

erst vierundvierzig, aber er sah doppelt so alt aus – die Anstrengungen der vergangenen zwanzig Jahre hatten ihn stark altern lassen. Trotz seines steten Lächelns wirkte er um die Augen fortwährend müde, und das Fleisch seiner Wangen sah aus wie geschmolzenes Kerzenwachs.

„Was soll ich Ihnen sagen, Mr Pearson?“, rief Fowler zurück. „Was wollen Sie anderes hören als ...“ Er wies auf die Baustelle.

Pearson lachte. „Das Dröhnen der Maschinen ist ermutigend, das stimmt natürlich. Aber ich hätte auch gern gehört, dass wir wieder im Zeitplan liegen. Oder dass sämtliche Entschädigungsanwälte Londons vom Blitz getroffen wurden. Dass Ihre Majestät, die Königin höchstpersönlich, ihre Zuversicht in die Untergrundbahn erklärt hat und sie bei erster Gelegenheit selbst benutzen möchte.“

Fowler musterte seinen Freund, und abermals konnte er seine Stimmung nur bewundern. „Dann, Mr Pearson, fürchte ich, dass ich nur schlechte Neuigkeiten für Sie habe. Wir liegen immer noch hinter dem Zeitplan. Und solches Wetter verzögert die Arbeiten nur noch mehr. Der Regen wird wahrscheinlich die Maschine zum Stillstand bringen, und die Männer am Förderband werden in den Genuss einer außerplanmäßigen Pause kommen.“

„Dann gibt es doch eine gute Nachricht“, lachte Pearson.

„Und die wäre?“, rief Fowler.

„In dem Fall haben wir endlich ...“, die Maschine kam ins Stottern und erstarb, „... Ruhe.“

Und einen Moment lang herrschte tatsächlich eine erschrockene Stille, während sich die Welt an das Fehlen jeglichen Lärms gewöhnte. Nur noch das Platschen des Regens im Schlamm war zu hören.

Dann drang ein Ruf aus dem Schacht: „Schlupf!“, und sie schauten nach oben und sahen, wie das Krangerüst ein wenig wankte und einer der Männer plötzlich noch gefährlicher daran baumelte als zuvor.

„Das hält schon“, sagte Fowler, als er sah, wie Pearson erschrak. „Sieht schlimmer aus, als es ist.“

Ein abergläubischer Mensch hätte die Daumen gedrückt. Die Arbeiter gingen auch kein Risiko ein. Die Kolonnen am Kran kletterten zu Boden und schwärmten wie Piraten in der Takelage über die hölzernen Streben, zu Hunderten, wie es schien, sodass Fowler den Atem anhielt und seine Willenskraft darauf konzentrierte, dass die Konstruktion das plötzliche

zusätzliche Gewicht tragen würde. Es sollte eigentlich halten. Es musste halten. Und es hielt. Die Männer kamen rufend und hustend zum Vorschein. Sie trugen Schaufeln und Spitzhacken, die ihnen so lieb und teuer waren wie die eigenen Glieder. Jeder einzelne Mann war vom Schlamm verkrustet.

Fowler und Pearson sahen zu, wie sie sich erwartungsgemäß zu Gruppen zusammenfanden – Londoner, Iren, Schotten, Dörfler und so weiter –, die Hände entweder in den Taschen oder die Arme um den Oberkörper geschlungen, um sich zu wärmen, die Schultern zum Schutz vor dem Regen hoch- und die Mützen tief in die Stirn gezogen.

Da ertönte ein Ruf, und Fowler drehte sich um und wurde eines Aufruhrs am Graben gewahr. Einer der Arbeiter war als Erster hingegangen, und jetzt scharte sich eine ganze Anzahl um den Rand des Schachts und starrte auf etwas hinunter, das sich darin befand.

„*Sir!*“ Marchant, der Baustellenleiter, winkte ihm zu, er solle hinüberkommen. Die Hände trichterförmig vor den Mund gelegt rief er: „*Sir*, das müssen Sie sich ansehen!“

Fowler und Pearson stapften durch den Schlamm, die Männer schufen eine Gasse, um sie durchzulassen, und dann standen sie oben am Rand des Grabens und schauten nach unten – vorbei an Streben und Stützen sowie den Eimern der stillstehenden Förderanlage, hinab auf den See schlammigen Wassers, der sich am Boden gebildet hatte und bereits anstieg.

Darin trieb eine Leiche.

Der Regen hatte nachgelassen, Gott sei Dank, und der Wasserstand im Graben war gefallen, aber die Maschinen standen nach wie vor still. Eine Hand auf dem Hut, war Marchant davongeeilt, um seinen direkten Vorgesetzten Cavanagh, einen Direktor der Metropolitan Railway, zu informieren, während man einen weiteren Mann losgeschickt hatte, der einen Bobby suchen sollte. Der Polizist kam als Erster, ein junger Wachtmeister mit buschigem Backenbart, der sich als Police Constable Abberline vorstellte und sich dann räusperte und seinen Helm abnahm, um zur Sache zu kommen und sich den Toten anzusehen.

„War schon jemand unten bei ihm, Sir?“, fragte er Pearson und zeigte in den Graben.

„Der Bereich wurde geräumt, sobald man ihn entdeckt hatte, Constable. Sie können sich vorstellen, dass dieser Fund für ziemliche Aufregung gesorgt hat.“

„Niemand sieht gern eine Leiche vor dem zweiten Frühstück, Sir.“

Die Versammelten beobachteten, wie der Polizist sich zögernd nach vorn beugte, um in den Graben hinunterzuschauen, dann gab er einem Mann in der Nähe einen Wink. „Wären Sie mir bitte kurz behilflich, guter Mann?“, fragte er und reichte dem Arbeiter seinen Helm, bevor er seinen Gürtel öffnete und abnahm, ebenso seinen Schlagstock und die Handschellen. Dann stieg er die Leiter hinab, um den Leichnam von Nahem in Augenschein zu nehmen.

Die Männer oben drängten sich an den Rand, um in den Graben hinabschauen zu können und zuzusehen, wie der Polizist um den Toten herumging und erst einen Arm und dann den anderen anhub. Anschließend

ging er in die Hocke, und die Zuschauer hielten erwartungsvoll den Atem an, als er sich anschickte, die Leiche herumzudrehen.

Am Grund des Grabens schluckte Abberline, er war es nicht gewöhnt, ein Publikum zu haben, und wünschte sich, er hätte die Männer angewiesen zurückzutreten. So aber säumten sie den Graben zu beiden Seiten. Auch Fowler sowie Mr und Mrs Pearson waren unter ihnen. Alle starrten sie auf ihn, der sich fünfzehn Fuß unter ihnen befand, herab.

Na schön. Er richtete sein Augenmerk wieder auf den Leichnam, stellte alle Unsicherheit hintan und konzentrierte sich auf die vor ihm liegende Aufgabe, den Toten also.

Der Mann lag mit dem Gesicht im Schlamm, hatte einen Arm erhoben, als winkte er eine Kutsche heran, und trug einen Tweedanzug. Seine braunen Stiefel waren von ordentlicher Qualität, und obwohl sie mit Dreck verkrustet waren, befanden sie sich in gutem Zustand. *Er ist nicht wie ein Obdachloser gekleidet*, dachte Abberline. Immer noch in der Hocke und ungeachtet des Schlammes, der seine Kleidung tränkte, holte er tief Luft, griff nach den Schultern des Mannes und drehte ihn vor Anstrengung ächzend herum.

Das Raunen der Zuschauer drang leise zu ihm herab, doch Abberline hatte seine Augen geschlossen. Er wollte den Moment, in dem er dem Mann ins Gesicht schaute, noch hinauszögern. Beklommen öffnete er sie und starrte in den toten Blick des Leichnams. Der Mann war Ende dreißig und hatte einen buschigen, weiß melierten Prinz-Albert-Schnurrbart, der ebenso gepflegt wirkte wie sein Backenbart. Dem Aussehen nach war er kein reicher Mann, aber auch kein Arbeiter. Wie Abberline selbst gehörte er zur neuen Mittelschicht.

Seine Angehörigen würden eine Erklärung verlangen, warum er am Ende seines Lebens in einem Graben an der New Road gelandet war.

Diese Sache erforderte zweifellos Ermittlungen, und Abberline verspürte bei diesem Gedanken, auch wenn er sich ein wenig dafür schämte, ein leises Gefühl der Erregung.

Er riss seinen Blick von den offenen und doch blinden Augen des Mannes los und besah sich Jacke und Hemd des Toten. Trotz des Schlammes war ein Blutfleck mit einem sauberen Loch in der Mitte auszumachen. Wenn Abberline sich nicht sehr irrte, handelte es sich dabei um eine Stichwunde.

Abberline hatte natürlich schon Stichverletzungen gesehen, und er wusste, dass Leute, die mit Messern bewaffnet waren, auf die gleiche Weise zustachen, wie sie zuschlugen – willkürlich und mehrmals in Folge: *zack, zack, zack*.

Aber dies war eine einzelne Wunde, und der Stich war direkt ins Herz gegangen. Ein sauberer Todesstoß, wenn man so wollte.

Inzwischen vibrierte Abberline vor Aufregung. Schuldbewusst würde er sich deswegen später fühlen, wenn er sich in Erinnerung rief, dass es immerhin um einen toten Menschen ging und er in dieser Situation eigentlich nichts anderes als Bedauern für ihn und seine Familie empfinden sollte, ganz gewiss jedenfalls keine Erregung. Aber trotzdem ...

Er durchsuchte den Toten rasch und wurde gleich fündig – ein Revolver. Herrje, dachte er, der Typ trug eine Schusswaffe bei sich und hatte einen Kampf mit einem Messermann verloren. Er schob die Waffe zurück in eine Jackentasche.

„Wir müssen den Toten hier rausheben“, rief er in Richtung der Verantwortlichen. „Meine Herren, könnten Sie mir helfen, ihn zuzudecken und auf einen Karren zu legen, damit er ins polizeiliche Leichenhaus gebracht werden kann?“

Damit kletterte er die Leiter wieder hinauf, während über ihm Befehle erteilt wurden und eine Gruppe von Männern über die anderen Leitern nach unten stieg, die einen voller Eifer, die anderen zögernd und nervös. Oben angekommen wischte sich Abberline die dreckverschmierten Hände am Hosenboden ab. Zugleich ließ er den Blick über die Reihen der Versammelten schweifen und fragte sich, ob der Mörder wohl unter ihnen war und sein Werk bewunderte. Aber er sah nur reihenweise schmutzige Gesichter, die ihn alle aufmerksam musterten. Andere drängten sich noch am Rand des Grabens und schauten zu, wie der Leichnam heraufgebracht und dann auf die Ladefläche eines Karrens gelegt wurde. Eine Plane wurde auseinandergefaltet und dann über ihn gebreitet, ein Schleier, der das Gesicht des Toten wieder verbarg.

Unterdessen hatte es richtig zu regnen begonnen, doch Abberlines Aufmerksamkeit galt ganz dem Anblick eines elegant gekleideten Mannes, der über die Bretter, die man quer über den Schlamm gelegt hatte, auf sie zukam. Ihm folgte in geringem Abstand ein Lakai, der ein in Leder gebundenes Journal bei sich trug, dessen Schnürbänder im Wind tanzten

und hüpfen, während der Lakai erfolglos versuchte, mit seinem Herrn Schritt zu halten.

„Mr Fowler! Mr Pearson!“, rief der Mann mit seinem Stock fuchtelnd und fand sofort ihre Aufmerksamkeit. Stille senkte sich über die Baustelle, aber auf eine neue Weise. Die Männer traten von einem Fuß auf den anderen und schienen sich auf einmal sehr für ihre Stiefel zu interessieren.

Ach?, wunderte sich Abberline. *Wen haben wir denn hier?*

Wie Fowler und Pearson trug auch der Neuankömmling einen adretten Anzug, nur trug er ihn mit mehr Stil – auf eine Weise, die verriet, dass er es gewöhnt war, das Augenmerk einer vorübergehenden Lady zu erregen. Er hatte keine Wampe, seine Schultern waren straff, nicht gebeugt von Stress und Kummer wie die seiner beiden Kollegen. Abberline konnte sehen, dass, wenn der Mann seinen Hut lüften würde, ein voller Schopf fast schulterlangen Haars zum Vorschein käme. Aber obwohl seine Begrüßung herzlich war, reichte sein Lächeln nicht bis in seine Augen, und so schnell, wie er es angeknipst hatte, erlosch es auch wieder. Die Ladys, die sich von seiner Art, sich zu kleiden, und von seinem Auftreten beeindruckt ließen, mochten es sich noch einmal anders überlegen, wenn sie den Blick dieser kalten, bohrenden Augen auffingen.

Während der Mann und sein Lakai näher kamen, sah Abberline erst zu Pearson und dann zu Fowler hin, und er bemerkte das Unbehagen in ihren Augen und das Zögern Charles Pearsons, als er den Mann vorstellte: „Das ist unser Partner, Mr Cavanagh, ein Direktor der Metropolitan Railway. Er leitet die Grabungsarbeiten.“

Abberline fasste sich an die Stirn und fragte sich: *Was wirst du wohl zu erzählen haben?*

„Ich hörte, man hat eine Leiche gefunden“, sagte Cavanagh. Seine rechte Gesichtshälfte wies eine große Narbe auf, als hätte jemand ein Messer benutzt, um ihm das Auge zu unterstreichen.

„So ist es in der Tat, Sir“, seufzte Pearson.

„Dann lassen Sie mal sehen“, verlangte Cavanagh, und im nächsten Moment schlug Abberline die Plane zurück, nur damit Cavanagh den Kopf schütteln konnte. „Niemand, den ich kenne, Gott sei Dank, und seinem Aussehen nach auch keiner von unseren Leuten. Ein Säufer. Zweifellos ein Trunkenbold wie die arme Seele, die uns da drüben mit ihrem Gesang beglückt.“ Er kehrte dem Karren den Rücken zu. „Marchant! Sorgen Sie